denn das arme Weib den Glockenguß gestört haben? Ja, aber ihr müßt bedenken, das war auch keine brave gute Frau, wie alle unsere Leserinnen sind, sondern eine Wetterhexe, die den Glockenguß, der ja zur Ehre Gottes diente, zu vereiteln trachtete. Und solche Hexen gibt es heutzutage gar nicht mehr, wenn auch zuweilen noch einmal die Fina zur Trina sagt, die Stina wäre eine Hexe.

Friede ernährt, Unfriede verzehrt.

7) Eine Schweizer Geschichte.

Nicht lange nach Seppis Abreise nämlich wurde seine Frau krank und nach sechs Monaten, nachdem ihr nun eine ruhige und glückliche Zukunft lächelte, raffte sie der Tod dahin. Das war ein fürchterlicher Schlag für Leo, der sich nun völlig vereinsamt fand, denn obwohl er nun mit seinen Nachbarn in gutem Einvernehmen lebte, so war er doch mit keinem so vertraut, daß er ihm hätte sein Herz öffnen können.

Als sein Neubau vollendet war, fühlte er keine Neigung mehr, sich länger mit der Bewirtschaftung seiner großen Besitzung zu befassen; er entließ fast alle seine Dienstleute und gab die entlegenen Grundstücke alle in Pacht. Auch für das neue Haus hätte er öfter schon Pächter gefunden, aber er konnte sich nicht dazu entschließen, und so stand es öde und verlassen da. Eine alte Magd führte seine Wirtschaft und er lebte still und traurig dahin, sogar die Holzschnitzerei, für die er sonst eine so große Vorliebe hatte, betrieb er nicht mehr, die Winterabende verbrachte er im Lehnstuhle, peinlichen Betrachtungen sich hingebend, wobei ihm oft die Tränen in die gebräunten Wangen flossen, und er verließ, außer seinem Kirchgange, nur mehr selten das Haus.

Was die Betrübnis über den Verlust seiner Frau noch vermehrte, war die volle Unkenntnis über das Schicksal seines Bruders. Alle anderen Emigranten, die zwar vor ihm abgereist waren, hatten der Einschiffung gewärtig ihren Verwandten und Freunden bereits Nachricht zugehen lassen, aber in keinem der Briefe geschah Erwähnung Seppis und der Seinen, wohl im Glauben, daß er selbst geschrieben haben werde, was er auch seinen Freunden beim Abschiede zwar versprochen, aber bisher noch nicht erfüllt hatte.

Die Ursache dieses Schweigens war leider zu natürlich.

Bald nachdem Seppli Luzern verlassen hatte, zeigte sich schon die Reise ganz anders, als er sie sich gedacht hatte. Das Eisenbahnnetz war dazumal noch nicht so vollkommen als heutzutage und war noch streckenweise unterbrochen; wie so viele Auswanderer, hatte auch er und seine Frau geglaubt, sich von diesem oder jenem liebgewordenen Inventarstück nicht trennen zu können, wodurch die ohnedem für die Auswanderung der ganzen Familie schon große Bürde wesentlich vermehrt wurde. Infolgedessen wurde die Reise nicht nur sehr beschwerlich, sondern auch sehr kostspielig; zudem erkrankten ihm zwei seiner Kinder und zwangen ihn schon in Basel zu einem mehrtägigen Aufenthalt. Mit Schrecken bemerkte er, daß seine Reisekasse schon weit mehr in Anspruch genommen war, als er berechnet hatte; außerdem beunruhigte ihn die Befürchtung, daß er durch diese Verzögerung zu spät eintreffen werde und vor Frühjahr dann kein Emigrantenschiff mehr abgehen würde. Diese Unruhe ließ ihn keine Kosten scheuen, die Reise zu beschleunigen.

Diese Besorgnis wurde immer größer, nachdem noch manches außer der Berechnung gelegene Hindernis eintrat. Endlich erreichte er Amsterdam. Aber wer beschreibt seine Bestürzung, als er erfuhr, daß das Schiff mit den Auswanderern bereits abgesegelt sei. Was sollte er nun mit seiner Familie anfangen, wenn er gezwungen war, in der fremden Stadt, wo es drei- bis viermal teurer zu leben war, als in seiner Heimat, den ganzen Winter ohne Verdienst zu verbringen? Das Kapital, das er mitgenommen, war nicht so bedeutend, denn er hatte auch sein Haus und seine Gründe ziemlich gut an den Mann gebracht, so mußte er mit dem Erlös auch alle seine Schulden decken, die er zum Ankaufe der Gründe machen mußte, und erforderte auch die Aufässigmachung in Amerika, wenn man nicht eine schon bewirtschaftete Meierei kaufen wollte, keine so große Summe, um ein Stück Land urbar zu machen, so war immerhin noch so viel nötig, um auch nur die notwendigste Einrichtung hierzu zu treffen und den Unterhalt der Familie zu bestreiten, bis einmal die angebaute Stelle einen Ertrag abwarf.

Da er aber in seine Heimat nicht zurückkehren wollte, so blieb ihm wohl nichts anderes übrig, als sich in das Unvermeidliche zu fügen. Vor allem mußte er sich um eine Beschäftigung umsehen, um doch einigermaßen die Kosten seines notgedrungenen Aufenthaltes damit decken zu können. Glücklicherweise fand sich hierzu bald Gelegenheit. Seppli hatte die Bekanntschaft eines wohlhabenden Mannes gemacht, der ihm Beschäftigung in einer Zuckerfabrik anbot, was er natürlich dankbarst annahm. Er fand in einem kleinen Hause Unterkunft mit den Seinigen und fing allmählich an, mit weniger Besorgnis der Zukunft entgegenzusehen. Von den Unfällen, die ihn schon gleich nach seiner Auswanderung betroffen hatten, in seine Heimat zu berichten, scheute er sich daher, so daß seine Nachbarn zu ihrem großen Befremden ohne alle Nachricht blieben.

Sein Erwerb war jedoch nicht ausreichend für den Unterhalt seiner Familie, obwohl Mariele, die sich rasch in die Verhältnisse gefunden hatte, möglichst bemüht war, auch das ihrige beizutragen, indem sie für die Matrosen in der Nachbarschaft nähte und wusch, was ihr doch erlaubte, im Hause zu bleiben und die Kleinen zu beaufsichtigen. Aber ungeachtet aller ihrer Tätigkeit waren die Armen bei der Teuerung der Lebensbedürfnisse gleichwohl immer genötigt, die Kasse für die Auswanderung, die sie nicht weiter in Anspruch zu nehmen sich vorgenommen hatten, anzugreifen.

Man kann sich denken, wie der Winter mit seinen kalten Nebeln, welche in Holland um diese Jahreszeit herrschten, beitrug, das Heimweh dieser armen Gebirgsländer zu vermehren. Die Unruhe, die Sorgen, die Traurigkeit steigerten sich mit jedem Tage, und wenn auch eines dem andern den innerlichen Kummer verbarg, so gab es auch für sie keinen frohen Augenblick mehr. Wenn die Kinder zur Ruhe gegangen waren, blieben die Eltern, trotz der Ermüdung von der Arbeit, in der Dunkelheit noch beisammen am Ofen sitzen, so lange es noch einige Wärme gab, und oft faßten sie dann ihre Hände, tiefe Seufzer ausstoßend. Aber keines klagte; kein Wort der Bitterkeit kam über ihre Lippen, kein Vorwurf wurde laut gegen den Bruder, der allein an diesem Unglück schuld war. — Im Gegenteile, namentlich das gute, fromme Weib suchte stets ihren Mann zu trösten, ihm Mut einzuflößen und in ihm das Vertrauen auf den lieben Gott zu stärken.

So verfloß der Winter mit Mühseligkeiten. Als Vorläufer des Frühlings kamen bereits die Züge der Auswanderer an, um die Abfahrt des ersten Schiffes zu benützen. Auch Seppli traf seine Vorbereitungen und fand, daß die ihm bleibende Summe doch nicht so geschmälert worden war, daß sie nicht ihre Ansiedelung damit begründen konnten. Seine Frau dankte Gott im stillen dafür, daß er ihre Hoffnung nicht vereitelt hatte, und vergaß über dieser Freude die Gefahren, welche die lange Ueberfahrt mit sich brachte. Auch das fortwährende Eintreffen von Emigranten trug viel dazu bei, ihren Mut zu stärken, denn sie sahen dabei, wie viele unter ihnen, die nicht das Elend zu diesem Schritte zwang, eine glückliche Zukunft sich jenseits des Ozeans zu schaffen hoffen. — Nachdem das Fahrzeug noch vor Ostern unter Segel gehen sollte, so trat man mit Emsigkeit an dessen Ausrüstung.

Da fühlte sich Seppli eines Tages plötzlich unwohl, und obwohl er anfangs wenig darauf acht hatte, nahm dieses Uebelbefinden immer mehr zu, bis es ihn arbeitsunfähig machte. Er suchte es anfänglich seiner Frau zu verbergen und sich selbst zu überreden, daß es bald vorübergehen werde, aber die Schmerzen vermehrten sich schließlich so, daß er bettlägerig wurde.

Das war noch ein stärkerer Schlag als der, der ihn im Herbste durch seine verspätete Ankunft traf. Der Fabrikherr besorgte sogleich einen Arzt und stand auch der armen Frau großmütig bei; doch die ärztlichen Mittel waren ohne Erfolg und das Uebel nahm den Charakter einer langwierigen Krankheit an. Der Arzt gab zwar noch immer die beste Hoffnung, aber vielleicht mehr aus Schonung und Mitleid, als aus Ueberzeugung. Jedenfalls mußte die Aussicht auf eine baldige Abreise aufgegeben werden, da das erste Emigrantenschiff schon in nächster Zeit in See ging. — Diesen Umstand verschwieg man Seppli aufs sorgfältigste, und Mariele zeigte ihm, so viel wie möglich, stets eine heitere Miene. Als aber die Temperatur wärmer wurde, traten starke Nachtschweiße ein, die ihn bedeutend schwächten, und eines Tages, als der Patient sich wohler fühlte, als gewöhnlich, schlief er ein, den Kopf an Marieles Brust gelehnt, um nicht mehr zu erwachen — Seppli war tot.

Der Gram der armen Frau, völlig verlassen mit ihren Kindern in einer fremden Stadt, war furchtbar, und doch sollte er noch nicht am Ende sein; durch einen grausamen Zufall mußte sie den Leidensbecher bis auf die Hefe leeren. Als Mariele nämlich nach der Beerdigung ihres Mannes den Rest ihrer Barschaft zählen wollte, war das Geld verschwunden. Es war ihr unzweifelhaft in der Konfusion, die der Tod ihres Mannes im Hause verursachte, gestohlen worden.

Dieser letzte Schlag war zu niederdrückend für die ohnedem so erschöpften Kräfte der Unglücklichen. Sie wurde krank, und in ihrem Leiden rief sie so oftmals ihrer Verzweiflung: „O Herr, warum bürdest du mir solche Last auf, die ich nicht zu ertragen vermag!“ —

Güldene Brockensammlung.

Golden stand der volle Mond — In des Himmels Blau — Als nach Sonnenuntergang — Ich nach Osten schau — Ruhig schritt der treue Hirt — Durch der Sterne Schar — Wie er's tut in gleicher Weis' — Schon viel tausend Jahr — Und ich dacht zu meiner Freud — Sieh, der goldne Mond — Schaut in manches Kirchlein auch — Wo der Heiland thront — Auch durch die Diaspora — Zieht er seine Bahn — Freut sich, wie der fromme Sinn — Hier so viel getan — Sieht so manches Kirchlein stehn — Dürftig zwar und arm — Zu dem doch so manches Herz — Bringet Leid und Harm — Und da lacht sein rund Gesicht — Sieht im Kerzenglanz — Er auf seiner Himmelsreis' — Eine Goldmonstranz, — Die der Leser frommer Sinn — Durch das Sonntagsblatt — Diesem, jenem Gotteshaus — Schön vermittelt hat — Und mir wars, als hätt der Mond — Mich mal angelacht — Und sein Vollmondkopf genickt: „Gut habt ihrs gemacht.“ — Und ganz froh in dem Gemüt—Schloß ichs Fenster zu—Dachte, Mond ich sage Dir — Eh' nicht hab' ich Ruh — Bis noch manch Monstränzchen rund — Glänzt wie du in Gold — Mann und Frau und Kind und Magd — Bleibt der Sammlung hold!

Von Libour von einem Kommunionkinde 2 Mark in Silber.
Von Libour ungenannt 3 Mark in Silber.
Von Libour ungen. 50 Pfg. in Silber. Armband. Ring. 2 Ohrringe.
Von Libour ungen. 1 Paar Ohrringe. 1 Ring. 5 Mark in Silber.
Von Köln ungenannt 5 Mark.
Von Deutz ungenannt 50 Mark. 6 Mark in Silber.
Von Hamburg 1 goldenes Kreuzchen und Medaillon. 1 goldene und 1 silberne Uhrkette, Uhrgehäuse und Schlüssel, 1 silberne Gürtelschnalle und Manschettenknöpfe und Bröckchen.

Kloster Marienberg, Neuß.

Von Neuß 2 Mark.
Ungenannt von Neuß 1 Heidenkind Heinrich Josef u. 1 Heidenkind Heinrich Antonius 5 Mark für den Bonifatiusverein u. 50 Pfg. in Silber
Von Neuß 4 Ringe, 1 gold. Kreuzchen mit Kette.chen u. 1 Manschettenknopf.

Von Neuß 21 Mark für ein Heidenkind auf den Namen Ursula.
Von Neuß 21 Mark für ein Heidenkind auf den Namen Maria Josef.
Von Neuß 21 Mark für ein Heidenkind auf den Namen Franziskus.
Von Neuß 21 Mark für ein Heidenkind auf den Namen Josef.
Von Neuß 21 Mark für ein Heidenkind auf den Namen Antonius.
Von Neuß 21 Mark für ein Heidenkind auf den Namen Maria.
Von Neuß 21 Mark für ein Heidenkind auf den Namen Pauline.
Von Neuß 21 Mark für ein Heidenkind auf den Namen Augustinus.
Von Neuß 42 Mark für zwei Heidenkinder auf den Namen Wilhelm.

Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei in Neuß.



Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung.
Redigiert von P. Hövelet, Rektor, Juntersdorf bei Cöln.

Nr. 17. Sonntag, 25. April. 1920

Kirchlicher Wochenkalender.

Sonntag, den 25. April: Markus.
Montag, den 26. April: Ferdinand.
Dienstag, den 27. April: Petr. Kanis.
Mittwoch, den 28. April: Vitalis.
Donnerstag, den 29. April: Robert.
Freitag, den 30. April: Katharina v. S.
Samstag, den 1. Mai: Philipp und Jakob.

Sonntagslesung.

L. gibt sich selbst das Zeugnis eines Mannes, der richtiges Maß und Gewicht führe, überhaupt rechtlich sei und mit Lug oder Trug nicht umgehe. Gleichwohl nimmt er nicht den geringsten Anstand, wenn der Nachbar Geld haben muß, demselben seinen Verkaufsgegenstand unter seinem wirklichen Werte abzunehmen. So auch findet er es ganz natürlich, seine Ware über Gebühr zu preisen oder deren Mängel vorsichtig zu verschweigen. Was den Armen betrifft, so liegt ihm an diesem wenig, er gibt ihm, was der Reiche nicht nehmen mag, und findet es nicht hart, mit demselben um den halben Kreuzer zu markten.

Siehe da: wie begründet der Ruf des Mannes und dessen Rechtlichkeit!

Exerzitienbetrachtungen.

XV.

Die Liebe Gottes versüßt die Buße.

Nur Gott allein ist fähig, die Sünder mit der Liebe zu suchen, wie er es wirklich tat. Ich brauche seinen Zorn nicht zu fürchten, wenn ich zu ihm zurückkehre, nicht bange zu sein, mit Vorwürfen von ihm überhäuft zu werden, wenn ich sein Vaterhaus wieder betrete.

Der gute Hirt, der das verirrte Schäfchen auf seine Schultern zur Herde zurückträgt, der liebe Vater, der dem verlorenen Sohne entgegeneilt, der sterbende Erlöser, der dem Schächer, der sich an ihn wendet, das Paradies verheißt, das sind Bilder und Beweise dafür, wie gut Gott gegen den Sünder ist und wie leicht er ihm die Bekehrung macht.

Ja, die Ergießungen und Aussprüche seiner Liebe sind von einer solchen Zartheit, daß es fast eine Lust ist, mit ihnen und aus Freude über sie zu weinen in der Stille seines Herzens. So schön sagt der hl. Augustinus: „Die Tränen der Buße sind viel süßer, als die Freuden, die im Theater das Schauspiel auf der Bühne den Zuschauern bereitet.“ Er hat es an sich selbst erfahren, darum kann er es uns sagen. Welche Sündenbande mußte er zerreißen, welche mächtigen Leidenschaften bekämpfen, wie viel böse Gewohnheiten ablegen, welche Opfer mußte er bringen! Aber das alles, schreibt er, berührt mich nicht. Ich finde meine Freude darin, nun ganz auf die Freuden der Welt zu verzichten, die mich früher so eingenommen haben.

Wir kennen zu wenig die inneren Tröstungen, die mit der äußeren Bitterkeit der Buße verbunden sind. Lassen wir uns darum nicht täuschen von sinnlichen Weichlichkeiten und den Vorurteilen der Welt, die schmäht, was sie nicht kennt. Glauben wir denen, die es an sich selbst erfahren haben, den Einsiedlern und großen Büßern in der thebäischen Wüste. Man sieht sie von Freude erfüllt, mit Wonne beglückt, Sünden zu büßen, von denen sie kaum eine begangen haben.

Und ich meine, wer ein wenig über sich selbst nachdenkt, der wird für solche Empfindungen Verständnis haben. Jeder edle Mensch fühlt es, daß in der Entsagung viel mehr die Größe des Menschen sich zeigt, als im Genuß, daß in der Bekämpfung der Selbstsucht ein viel größeres Glücksgefühl gefunden wird, als wenn ich alle meine Wünsche schrankenlos befriedigt sehe. Ist es doch sicher: unter den Entsagenden finden sich mehr Glücksmenschen, als unter den Genießenden, weit mehr frohe Gesichter in klösterlichen Genossenschaften, als in Aktiengesellschaften, wo die Aktionäre im Aufsichtsrat die großen Dividenden einstreichen. Die Immerfrohen kann man immer bei den streng gegen sich selbst lebenden Heiligen, die Finstern, Mürrischen, Verdrießlichen bei denen finden, die alles in Hülle und Fülle haben und für sich brauchen.

Unser Gott ist immer derselbe, heute, wie zu allen Zeiten. Kommt einer mit Vertrauen zu ihm, dem wird alles süß, dem macht er alles liebenswert. Gestützt auf das Kreuz wird und die Wanderschaft leicht. Die Berge werden zu Ebenen, die Schwierigkeiten sinken in sich zusammen.

Gewiß heißt Buße tun: an sich arbeiten, aber seien wir getrost, Gott tut alles für uns und mit uns. Wenn wir einen einzigen wahren Büßer entdecken, der unzufrieden ist mit seinem Lose, dann mögen wir die Berechtigung haben, die Buße zu fürchten!

Eigenschaften der wahren Buße.

Eine wirklich ernste Buße ist nicht ein unfruchtbarer Wunsch, ein unwirksamer Entschluß, ein halber Wille. Eine solche Buße wäre ohne Wert und würde die Sünde nur noch schlimmer machen. Der Sünder, der zurückschreckt vor der Buße, der hin- und herschwankt, ob er sich überhaupt bekehren soll, der ist anstatt ein Büßer ein Mensch, der sich nur wieder befestigt in der Sünde, weil sie, wenn er sich nicht von ihr mit Gewalt losreißt, ihn um so fester mit ihren Armen umklammert.

Woran erkennt man denn, daß die Buße eine wirklich ernste sei? An zwei Punkten:

1. Daß man seinen Lebenswandel ändert und 2. die Gelegenheit zur Sünde entfernt. Prüfen wir darum vor Gott unsere Neigungen, unsere Gewohnheiten, unsere Fehler, Sünden, Leidenschaften, unsere Gesinnung und gehen so auf die Quelle des Uebels.

Es gibt auch Bußtränen, die nichts abwaschen, ein schwächliches Bedauern, daß man ein so armseliger Mensch, ein Waschlappen ist, ein Bedauern, das nichts ändert, das die Vergangenheit beweint, aber untätig für Gegenwart und Zukunft ist. Man richte nur einmal aufrichtigen Sinnes sein Augenmerk auf das wieder so bald sich zeigende Gefesseltsein an die Welt, auf die so bald wieder ins Kraut schießenden ungeordneten Neigungen, auf den Umgang, den wir nicht verließen oder wieder anknüpften, die Gelegenheiten, die wir trotz der erkannten Gefahr wieder aufsuchen, alles Dinge, von denen wir doch aus Erfahrung wissen, daß sie uns bald wieder gottvergessen machen. Wo bleibt da die ernste Bußgesinnung?

Ja, man sieht die Sünde, aber nicht das, was zur Sünde führt, und so bleibt man ein Sünder, wie der Trinker ein Trinker bleibt, der sich immer am nämlichen Wirtschaftstisch, bei der nämlichen Trinkgesellschaft, bei dem nämlichen Kartenspiel einfindet, Dinge, die ihn zum Trinker gemacht und nun auch wieder machen werden.

Die Buße muß eine in Bitterkeit getränkte sein.

Sie muß das Herz zerreißen und es mit einem lebendigen Reueschmerz erfüllen. Gewiß, das wissen wir alle, ein körperlich und sinnlich empfundener Schmerz, der sich laut in Seufzern und Tränen kundgibt, ist nicht notwendig zu wahrer Reue und Buße.

Geistige Erkenntnisse, wie die der Bosheit der Sünde und ihrer Strafen, machen, weil ihnen dafür entsprechend Sinnesbilder und Phantasievorstellungen fehlen, in der Regel nicht den Eindruck auf das Gemüt, wie irgend ein trauriges Ereignis, das wir mit unseren eigenen Augen sehen, von dem wir erzählen hören, oder das uns selbst einen irdischen Verlust, wie den Tod einer Mutter, eines Kindes, eines Familienmitgliedes ihn bringt, mit allem Leid, was sich daraus für uns ergibt, im Gemüte ergreift, obgleich wir in den Bußbeispielen der hl. Schrift bei David, Ezechias, Manasses, bei Magdalena und Petrus auch solchen in bitteren Reueschmerzen sich offenbarenden Schmerz in die Erscheinung treten sehen.

Wenn man aber wirklich Gott liebt, meine ich, dürfte man doch nicht so ganz kalt und unempfindlich beim Empfang des Bußsakramentes sein und sich dabei betragen, als sei das ganze ein religiöser Spaß. Man darf doch nicht auf seine Sünden, die ja doch eine Beleidigung Gottes sind, einen so gleichgültigen Blick werfen wie auf das Vorüberfahren eines elektrischen Wagens oder einen Vogelflug.

Wenn der Verlust von Vater und Mutter, der Tod eines Kindes, eines Freundes uns Tränen entlockt, ist der göttliche Heiland denn nicht unser bester Freund, der liebevollste Vater, der Bräutigam unserer Seele? Stellen wir einmal unseren Sünden die Liebe und Güte Jesu Christi gegenüber, legen wir unsere Fehltritte auf die eine und das Blut Jesu Christi auf die andere Wagschale, ziehen wir einmal einen Vergleich zwischen unseren sündhaften Freuden und Jesu bitterem Leiden, denken wir an seine Leidensnacht und den blutigen Schweiß im Oelgarten, und man erinnere sich dann an die Nacht, wo man auf leichtfertigem Tanzboden sich den Schweiß von der Stirn trocknet, den der wilde Taumel der Luft darauf gelegt. Dann denken wir, wie er als der gute Hirt uns, den verirrten Schäfchen nachgeht, wie seine Stimme uns ruft, seine Arme uns umfangen wollen, seine Schultern bereit sind, uns darauf zu heben, und wie wir den göttlichen Heiland bisher in der Sünde geflohen sind, ihm den Rücken gewandt, uns ihm entfremdet haben. Müssen denn nicht diese Erwägungen Eindruck auf uns machen und unser Herz zerknirschen und es mit wirklichem Reueschmerz erfüllen?

3. Unsere Buße muß eine strenge sein. Das ist die Lehre der hl. Schrift und der hl. Väter, daß man auch seinen Leib müsse an den Bußübungen teilnehmen lassen. Es mag ja sein und bei den heutigen Lebensverhältnissen mag es bei den meisten Menschen zutreffen, daß sie eigentlich körperliche Abtötungen nicht auf sich nehmen können. Es sind dieser Entsagungen ja für jeden heutzutage schon so viele, und die Kirche selbst hat in Anbetracht der leiblichen Not Fasten- und Abstinenzgebot außer Kraft gesetzt. Und zu der Stenge des hl. Hieronymus wollen wir auch niemand verpflichten, der meint, es sei nicht nötig zu leben, aber seine Seele zu retten.

Wie richtig das ist, so verlangt doch die christliche Abtötung und Askese nicht, daß man durch Strenge seiner Gesundheit schade oder gar sein Leben verkürze. Aber kann man denn nicht, ohne seiner Gesundheit Eintrag zu tun, ohne seine Pflichten, die man für seine Familie, in seiner Berufsstellung hat, doch ein abgetötetes und bußfertiges Leben führen?

Nennen wir Einiges. Kannst du dich nicht gewöhnen, mitten in deiner Arbeit und den Sorgen für deine Familie, dich zuweilen einen Augenblick zu sammeln und auf Gott deine Gedanken zu richten? Könntest du dich nicht gewöhnen, zur selben Stunde aufzustehen und zu Bett zu gehen? Für wie manche ist das Zeitigaufstehen, für andere das Zeitigschlafengehen eine Abtötung, die viel Willenskraft erfordert. Kannst du nicht deinen Gaumen etwas abtöten, auch heute noch, — denn trotz der Not hat die Genußsucht nicht abgenommen. Mußt du denn den Tag, statt einer oder zwei, fünf bis sechs Zigarren rauchen, oder regelmäßig die Konditorei besuchen, um dort Sahnetörtchen zu verzehren? Könntest du wirklich nicht in Bezug auf deine Ansprüche an Essen und Trinken dir hier und da eine Entsagung auferlegen? Könntest du nicht hier und da auch wohl auf ein erlaubtes Vergnügen verzichten, auf eine Annehmlichkeit, nach der dein Herz verlangt?

Könntest du nicht mit dem, was du unnötiger Weise für überflüssige Dinge und zu weitgehende Bedürfnisse ausgibst, die Armen mehr unterstützen, als du es wirklich tust, dir nicht einige fromme, wenn auch vielleicht etwas beschwerliche Uebungen auflegen, um Gott dem Herrn Genugtuung zu leisten? Könntest du nicht in der Art und Weise, dich zu setzen, auch wenn du allein bist, immer die Regeln eines weisen und bescheidenen Anstandes beobachten?

Und wie vieles wäre da noch zu nennen? Nicht so oft in den Spiegel zu schauen, nicht immerwährend von sich selbst zu reden, nicht neugierig nach allem den Kopf umwenden, nicht überall hinlaufen, wo eine Trommel sich rührt, nicht, wenn man ins Plaudern gerät, kein Ende finden können, und dadurch anderer Leute Zeit länger in Anspruch nehmen, als nötig ist. Das sind ja alles in sich Kleinigkeiten, aber gerade in den kleinen Ueberwindungen zeigt sich die Willenskraft und stählt sich die Tugend.

O Gott, meine Armseligkeit und Schwachheit schreckt vor solchen kleinen Abtötungen zurück. O daß ich doch weniger mich und mehr dich liebte. In der Kirche, auf den Wegen, in meinem Hause, auf meinem Zimmer habe ich überall das Kruzifix vor mir. Es will da mein Erlöser immer sich mir als der besondere Gegenstand meiner Liebe zeigen, und ich sollte nicht bereit sein, ihm nachzufolgen? Du leidest und stirbst für mich. Laß auch mich für dich leiden und bußfertig mit dir mein Kreuz tragen!

Dankbare Erinnerung an Gottes Wohltaten.

Was wir Gutes haben an Leib und Seele, in uns und außer uns, alles Gute, das natürlich Gute und das der Gnade, alles ist Gottes Gabe und preist ihn als den Geber voll Güte und Milde, von dem wir alles empfangen haben.

Wer mehr empfangen hat, darf es sich nicht etwa als sein Verdienst, das ihm Ehre machte, ansehen, darf sich nicht über andere erheben, nicht auf den, der geringer ist, mit Stolz herabsehen.

Denn nur der ist der bessere Mann, welcher sich selbst weniger zuschenkt und im Denken mehr Demut und Andacht bezeigt.

Wer aber weniger empfangen hat, soll deswegen nicht traurig noch unwillig werden, noch andere beneiden.

Wer Gott wahrhaft liebt und seine Wohltaten kennt, der soll eben seine Freude darin finden, daß Gottes Wille in allem und mit allem von uns geschehe. Gerade in der Erfüllung dieses Willens, gleich in welchem Stande, in welcher Lage wir uns befinden, soll unser Trost und der Gradmesser innerer Zufriedenheit sein, und mehr Trost und Freude gewähren, als alle Gaben, die wir von Gott empfangen haben.

Nichts soll also deinen Jünger,
Der dein Wohltun recht erwogen
Freuen, wie dein ew'ger Wille,
Der an ihm sich hat vollzogen.

Thomas von Kempen III, 22.

Tadeln.

Lob und Tadel sind zwei wichtige Erziehungsmittel; recht gebraucht, bringen sie viel Segen, verkehrt angewandt, wirken sie verderblich. Wie man beim Lobe vorsichtig sein muß, daß es verdient ist und nicht durch Ueberschwenglichkeit eitel macht, so muß man auch beim Tadeln vorsichtig sein, daß der Tadel gerecht und nicht in einer Art und Weise vorgebracht wird, die erbittert.

Befehlen, Strafen und Tadeln ist ein Ausfluß der Autorität; alle Autorität aber kommt von Gott. Darum sollen Eltern, Lehrer und Herrschaften auch beim Tadeln sich bewußt sein, daß sie das als Stellvertreter Gottes, in seinem Auftrage tun. Nun sehe man sich aber manchmal eine Mutter oder Madame an, wie sie mit den Kindern, den Dienstboten verfahren.

Dieser Zorn, dieses rücksichtslose Zanken und Schimpfen, dieses nicht endenwollende Zetern und Lamentieren, das soll nach Gottes Vorbild sein? Gott ist die Liebe. Auch wenn er hier auf Erden droht und straft, sucht er das Wohl des Sünders, daß er sich bekehre, aber kann man das denn bei einer Mutter noch Liebe nennen, wenn sie wegen jeder Kleinigkeit gegen die Kinder losfährt, nicht wie eine Mutter, sondern wie eine Furie?

Gott ist gerecht, aber ist es denn recht und billig von einer Hausfrau, wenn sie wegen eines kleinen Vergehens die Magd mit den ärgsten Schimpfworten belegt, und mit ihrem Zorn, der sie förmlich zittern macht, gar nicht zu Ende kommt?

Die Leserinnen werden lachen und denken: dafür ist heute keine Gefahr, ist man doch froh, wenn man ein Dienstmädchen hat oder bekommen kann, und wenn man sie nicht mit Glacéhandschuhen anfaßt, gehen sie einem laufen, da ist man vor zuviel Tadeln wohl behütet. Zugegeben, aber wenn auch heute noch in Häusern, wo man den höchsten Lohn zahlt, jeden Augenblick ein Dienstbotenwechsel eintritt, ob daran nicht vielfach die Nörgel- und Tadelsucht der Herrschaft etwas mit schuld ist?

Zunächst muß man sich in dem Punkte des Rügens vor ungerechtem Tadel hüten. Der verletzt. Man muß also, ehe man tadelt, sich vergewissern, hat das Kind oder der Untergebene die Einsicht gehabt, dies und jenes als Fehler zu erkennen, oder hat man nicht vielleicht auch von ihnen etwas verlangt, was zu leisten sie noch nicht hinreichend befähigt waren!

Man sei im Tadeln nicht kleinlich, tadle nicht zu oft, mache die einzelnen Fehler nicht wiederholt zum Vorwurfe, man lasse das Unbedeutende, das schon einmal Getadelte und Bereute nun auch endlich einmal ruhen, wirble den niedergefallenen Staub nicht unnötiger Weise immer wieder auf.

Vor allem muß man sich hüten vor der Tadelsucht. Es gibt

Hausfrauen, die gerade darauf ausgehen, Fehler zu finden, damit sie etwas zu kritisieren und zu tadeln haben, heben auf dem Tischchen jedes Porzellanfigürchen auf, ob auch kein Stäubchen darauf sitzt, sehen das kleinste Spinngewebe, als hänge ein großer Trauerflor durch das Zimmer, untersuchen jedes Stubeneckchen, ob da in der letzten Spitze der Besen gewesen.

Bei solchem Tadel kommt, abgesehen, daß man sich bei den Dienstboten verhaßt macht, und bei anderen Leuten als eine Xantippe durch die Zähne gezogen wird, nicht viel heraus. Und das ist nicht zu verwundern! Der Müller in der Mühle hört das Klappern und Rollen und Rauschen seines Räderwerkes nicht. Warum? Weil es den ganzen Tag so geht, er ist daran gewöhnt. Den Tiktak der Uhr in unserem Zimmer hören wir ebenfalls nicht, eben, weil wir daran gewöhnt sind. Das Gewohnte macht eben keinen Eindruck.

Wenn nun eine Mutter oder Hausfrau den ganzen lieben Tag nörgelt und tadelt und zankt und schilt, kann es da auffallen, wenn die, die es angeht, es zuletzt auch nicht mehr hören und nicht mehr darauf achten? Der Schmied, dem den ganzen Tag die Hammerschläge auf dem Amboß in die Ohren dröhnen, wird zuletzt ganz taub.

Dann warte man mit dem Tadel, bis die zornige Aufwallung vorüber ist. Die Männer, die, wenn sie abends betrunken nach Hause kommen, von der Frau Vorwürfe bekommen, und dann im Zorn alles Porzellan entzwei schlagen, besehen sich am folgenden Morgen den Schaden.

Zorniges Losfahren und Toben wirkt nie Gutes. Man kennt das Sprichwort: „Wie man in den Wald hineinruft, so tönt es zurück." Die schimpfenden und streitenden Mütter und Hausfrauen müssen sich darum nicht wundern, wenn sie später von ihren erwachsenen Söhnen und Töchtern oder den Dienstboten beißende, tieftränkende Reden zu hören bekommen. Solche Dinge lernen sich leicht. Alles zornige Gepolter ist unnötig. Nur ein Tadel, mit Ruhe und Selbstbeherrschung getan, tut seine Wirkung.

Endlich muß man mit dem Tadel warten, bis die Aufwallung und die Erregung sich auch in demjenigen gelegt hat, der den Tadel verdient hat und ihn bekommen muß. Der alte Spruch ist beachtenswert: „Du sollst Niemanden belehren wollen, wenn er zornig ist, und keinen trösten wollen, dem sein Liebstes tot vor ihm liegt." Ein aufgeregtes Gemüt ist vernünftigem Zureden unzugänglich und Schelt- und Tadelworte erbittern in diesem Zustande den zu Tadelnden erst recht.

Tadeln ist also in sich berechtigt, wenn es notwendig ist, um Fehlende zu bessern und zurechtzuweisen, aber es muß in der richtigen Weise, zur rechten Zeit und am rechten Ort geschehen, sonst ist's von Uebel.

Man kann den Eltern und Erziehern, den Herrschaften und Vorgesetzten nicht genug raten, so mit ihren Kindern und Untergebenen zu verfahren, daß es nicht nötig wird, sie viel zu tadeln. Autorität, Liebe, Ernst, Konsequenz, Gründlichkeit in der Unterweisung dessen, was zu tun ist, werden manchen Tadel verhindern und überflüssig machen.

Einst.

Herz, wenn je ein Leid dich kränket,
Wenn dich quälen bange Sorgen,
Denk: im Schatten geh' ich heute,
Aber sonnig ist das „morgen".

Einst nach all dem mühevollen
Wandern über Berg und Tal
Grüßt dich hellster Sonnenschimmer
Aus dem sel'gen Himmelssaale.

Verschwiegenheit.

„Reden ist Silber, Schweigen ist Gold." Das gilt nicht bloß in dem Sinne, als der Wert des Goldes größer ist, als der des Silbers, sondern auch, wie das Gold schwerer wiegt, auch das Schweigen schwerer ist, wie das Reden.

In allen Klöstern kennt man die Regel des Stillschweigens, d. h.: es gibt dort Zeiten, Stunden des Tages, in denen auf den Gängen und in den Arbeitsstätten und Zimmern nicht, ohne daß es nötig ist, gesprochen werden darf.

Man spöttelt in der Welt wohl gerne über diese Regel, aber mit Unrecht. Es ist das Stillschweigen hier ja schon der Ordnung wegen notwendig. Was sollte es geben, wenn in einem Kloster, wo vielleicht dreißig, vierzig und noch mehr Insassen zusammen sind, jede zu jeder Zeit ihr Mündchen gebrauchen wollte? Herrscht doch Stillschweigen auch in der Schule, auf den Büros, auf den Arbeitsstätten. Es ist auch eigentlich selbstverständlich, denn, wo viel geplaudert wird, wird wenig geschafft, und bei Frauen, die stundenlang an der Haustüre oder auf dem Gange mit ihrer Nachbarin verschwätzen können, sieht es, was Ordnung im Hause anlangt, gewöhnlich nicht sehr gut aus.

„Wer schweigen kann, wird bald ein vollkommener Mann," sagt der sel. Thomas von Kempen. Denn wenn er an einer anderen Stelle bemerkt: „Du wirst im Guten so viel Fortschritte machen, als du dir Gewalt antust", so kostet gerade das „Denmundhalten" die meiste Ueberwindung und den schwersten Kampf.

Man sagt wohl: Kinder, Frauen und alte Leute plauderten gerne und viel. Es ist etwas Wahres daran und die Erfahrung spricht dafür. Es ist ja auch leicht begreiflich.

Das Kind, dem die Welt sich auftut, muß aus Wißbegierde viel reden, es muß doch immer die Mutter wieder fragen: „was ist dies, was ist das," tausend und eins. Und die Mutterliebe wird ja auch nicht müde, auf all die kleinen Fragen und Wünsche immer wieder einzugehen und so den kleinen Geist zu wecken.

Wie das Kind gern alles wissen will und darum viel plaudert, so will der Greis gern von den jahrelang in seinem Gedächtnis aufgespeicherten Erfahrungen anderen mitteilen, und darum sagt man auch gerne vom Alter, es sei geschwätzig.

Der Frauen Welt aber sind das Haus, Mann, Kinder, was man kochen, essen und trinken, anziehen soll, was im Nachbarhause vor sich geht. Alles Dinge mit so vielen kleinen interessanten Details, daß man stundenlang plaudern und doch nicht fertig werden kann.

Viel schwätzen und plaudern tun in der Regel die lebhaften, heißblütigen Leute. Was ihnen in den Sinn kommt, will, wie die Funken aus einem kräftigen Feuer, heraus. Es tritt in Kopf, Arme und Füße und zeigt sich da in lebhaften Bewegungen, die das schnell auf die Zunge geworfene Wort begleiten und veranschaulichen.

Gerne plaudern auch die Leute, die eine lebhafte Phantasie haben. Bei diesen ist besonders große Wachsamkeit nötig, damit sie nicht aufschneiden und übertreiben und nicht bloß andere, sondern auch ihr eigenes Bewußtsein betrügen.

Besonders schwer ist das Schweigen über Geheimnisse, die ein anderer einem anvertraut hat, die eigentliche Verschwiegenheit. Es gibt kaum ein sichereres Mittel, eine unbekannte Sache unter die Leute zu bringen, als sie jemand unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitzuteilen.

Wie ein gefangenes Mäuschen in der Falle fortwährend herumläuft, um irgendwo herauszukommen, so läuft auch eine Mitteilung, die sich dadurch, daß man verlangt, der andere dürfe es niemanden sagen, gefangen gesetzt sieht, im Inneren herum und will heraus, und es braucht nur eine gute Bekannte zu kommen und das Mündchen, von dem man Verschwiegenheit verlangte, tut sich auf und läßt das Geheimnis entschlüpfen.

So lose, wie die Blätter an der Pappel, hängen die Worte an den Lippen der Geschwätzigen und wie das Zittergras immer in Bewegung ist, so kann auch die Zunge der Plauderhaften nicht stille stehen.

Wie viel Zank und Streit, Verdrießlichkeit und Uneinigkeit, wie viel Ehrabschneidungen und Verleumdungen fielen fort, wenn die guten Menschen ein wenig mehr zu schweigen verständen.

Verschwiegenheit ist gewöhnlich das Zeichen nicht bloß eines festen Charakters, sondern auch eines feinen Geistes. Und noch auf eine andere schöne Tugend kann man bei einem schweigsamen Menschen in der Regel schließen, nämlich auf Demut, denn hinter der Geschwätzigkeit steckt gewöhnlich die Eitelkeit und die Eigenliebe. Nur muß man die Schweigsamkeit nicht mit Verschlossenheit verwechseln, denn die kann oft in Stolz gründen und in einer Gesinnung, die der Dichter mit den Worten ausdrückt: „Ich hasse das gemeine Volk und halte mich von ihm fern." Auch die Menschenfeinde sind schweigsam, aber bei ihnen ist es keine Tugend.

Der gestörte Glockenguß.

Hinter Königswinter liegt am Rhein das schöne Städtchen Honnef. Es ist mit dem zu ihm gehörenden Rhöndorf als Sommeraufenthalt berühmt. Zu Zeiten fand nun auf der in der Nähe des Städtchens liegenden Au ein Glockenguß statt. Unter vielem anderen Volk drängte sich auch eine neugierige Frau herbei.

Der Meister war eben im Begriff, den Pflock herauszuziehen und die Glockenspeise in die Form laufen zu lassen. Als er aber die Frau aus der Ferne herbeilaufen sah, erklärte er, nicht weiter arbeiten zu können. Er schickte darum einige Gesellen ab, die Frau wegzuführen und so lange festzuhalten und zu bewachen, bis der Guß vollendet sei.

Während des Gusses zog ein schweres Gewitter vom Roderberg her über Honnef, so daß alle in Furcht gerieten. Der Meister aber beruhigte die Leute, denn nunmehr, nach Entfernung der Frau, werde das Gewitter keinen Schaden anrichten.

Unsere Leserinnen dürfen nicht aufbrausen und denken, wir Frauen sollen aber auch immer an allem Schuld sein. Warum soll